

Die falsche Verbindung [Schluss]

Autor(en): **Brawand, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 11

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Indien während des ganzen letzten Jahrhunderts wurde die Ausbildung entweder verhindert oder, als die Bildungsstätten doch nach und nach ins Leben gerufen wurden, illusorisch gemacht durch die NichtEinstellung der so ausgebildeten indischen jungen Männer. Sogar jetzt bestehen noch ganz bedeutende Schwierigkeiten für den Sohn Indiens, in der Verwaltung seines eigenen Landes oder als Rechtsanwalt vor den Richtern seiner Gerichtshöfe Anstellung zu finden. Es ist tatsächlich genau so leicht oder vielleicht leichter für einen jungen Indier, in London in Staatsstellung einzutreten als in Delhi oder Calcutta.

Das meiste Kapital, das in indischen Eisenbahnen und andern öffentlichen Werken und in der Industrie angelegt ist, ist zwar in Indien erspart worden, aber es gehört wieder Engländern und andern Nichtindiern. Also müssen Zinsen ins Ausland bezahlt werden, für die kein Gegenwert herein kommt. Alles zusammen, die ins Ausland fliehenden Teile der Verwaltungskosten, der Pensionen für Verwaltungs- und Armeepensionäre, besondere Unkosten, um indischen Söhnen die Gleichwertigkeit mit einer dreijährigen Studienzeit in London oder einer andern englischen Universität zu erkaufen, die Zinsen für die in Indien investierten Kapitalien und die Bezahlung eines großen Teils der Einfuhr (zumeist Luxusartikel für die europäische Bevölkerung, also eine volkswirtschaftlich nachteilige Einfuhr), sind in Tat und Wahrheit der Tribut der Unterständigkeit Indiens. Dieser Tribut beläuft sich auf Fr. 700,000,000 und mehr pro Jahr.

Wohl ist der Betrag nicht groß, wenn man ihn mit einer Bevölkerungszahl von rund 330 Millionen vergleicht. Aber wenn man mit dem kleinen Gesamteinkommen rechnet, so ist die Summe wohl eigentlich unerschwinglich zu nennen.

So sagt sich denn der Indier, entweder sollen diese Fremdlinge Teil seines Volkes werden und an den Mühseligkeiten oder Freuden der Volksgesamtheit teilnehmen: sie sollen Indisch werden, wollen sie indisches Brot essen und indische Staatspensionen haben, oder dann sollen sie Indiern Platz machen. Und man kann ihm das schwerlich verargen.

Daß der Engländer aber diese Bedingung annimmt, ohne durch die Verhältnisse dazu gezwungen zu sein, ist ebenso ausgeschlossen. Er kämpft für eine wirtschaftliche Position und wird sie halten, so lange er kann. Aber der ganze Kampf, so heroisch er auch erscheint von der einen Seite, so „vom Zaun gebrochen“ wie er dargestellt wird von der andern Seite, liegt letzten Endes in der Unfähigkeit der politischen und volkswirtschaftlichen Führer und Verantwortlichen. Würden sie Mittelmäßigkeit auch nur um ein wenig überragen, so müßten sie imstande sein, dieses intelligente, arbeitsfreudige, wenn auch nicht so draufgängerische Volk so zu regieren und das reiche und zum größten Teile fruchtbare Land so zu verwalten, daß aus Armut Reichtum würde. Dann würden auch die paar Millionen Pfund nicht mehr drücken, weil das Verhältnis zum Gesamtreichtum dann ein günstigeres wäre. Und nicht nur das: die englischen Industrien würden in einem aufnahmefähigen Indien einen reicheren Markt für viele ihrer Waren haben, als es ein armes Bauern-Indien je sein wird.

Zwar werden auch in Indien Stimmen laut, die den Weg zu wissen scheinen. Sowohl im Lager Gandhis, der zwar gegenwärtig mit seinen Mitarbeitern im Gefängnis weilt — wer weiß, ob nicht die Zeit hinter Gefängnismauern besser verwendet wird, als die manches freien Mannes —, wie auch im Lager der indischen Kaufleute und Industriellen bricht sich langsam die Einsicht Bahn, daß eine blühende Wirtschaft das Tor der Freiheit sein werde, daß aber eine blühende Wirtschaft nur mit einer neuen Währung, einer von Gold und Silber, von Ausland und von Kapital unabhängigen Währung, kommen könne. Da man nun mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, daß in England selbst die indienfreundliche Labour-Party nicht nur

Indien sofort Selbstverwaltung gewähren wird, sobald sie wieder an die Regierung kommt, sondern auch in England eine auf den durchschnittlichen Warenpreis eingestellte „feste Währung“ einführen und ausbauen wird, so kann Indien die Hoffnung hegen, ehe viel Zeit verfloßen sein wird, sein Ziel in politischer wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht zu erreichen. Der Westen kann dadurch nur gewinnen; denn die Weisheit, die der östlichen Kultur innewohnt, wird uns dadurch näher kommen und verständlicher werden.

Die falsche Verbindung.

Humoreske von Friedrich Brawand.

(Schluß.)

Dann erfreuten sich beide an den Melodien der „Virtusprinzessin“ und plauderten über die Operette. Mäglich fragte Waldemar:

„Wollen Sie mir Ihren kleinen Namen sagen, Fräulein?“

„Ella!“ sagte sie und blidte ihm in die Augen.

Waldemar öffnete den Mund, konnte aber kein Wort über die Lippen bringen. Das war der Gipfel! — Waldemar starrte seine reizende Tischnachbarin an. Eine halbe Minute verging, bis er die Sprache wieder fand.

„Ella?“ stammelte er und griff sich an die Stirne. Jetzt war die Reihe an Ella, nicht zu begreifen.

„Ist denn der Name so entfehllich, — Sie sind ja blaß?“

Waldemar wollte antworten, — und wurde leichenblaß. Wie ein Geistesabwesender starrte er nach einer Säule der Terrasse. An dieser Säule saß der Staatsanwalt von der Weid und neben ihm saß seine Tochter — Ella, die Waldemar mit großen, zornblickenden Augen durchbohrte.

Waldemars Schläfen hämmerten, sein Herz pochte, über seinen Rücken rieselten kalte und warme Ströme, der Schweiß trat auf seine Stirne, seine Hand klammerte sich am Tischrand fest. Wie aus weiter Ferne kommend hörte er Ella Bills Stimme:

„Aber, — Sie werden ja ohnmächtig! — Mein Gott!“ Er war in der Tat einer Ohnmacht nahe. Er fühlte, wie eine weiche Hand seine fiebernde Hand ergriff und kam mit einem Schlag zu sich.

„Entschuldigung, Fräulein“, lächelte er und ergriff dankend Ellas Hand. Zwei Augen schossen Blitze. Die Situation wurde peinlich. Waldemar erhob sich.

„Einen Augenblick, bitte!“

Er eilte nach der Vorhalle und ließ sich in einen Fauteuil fallen. Mit einem Taschentuch trocknete er die feuchte Stirne.

„Was soll das heißen, Waldemar!“

Wie von einer Ratter gestochen sprang der Geplagte auf.

Fräulein von der Weid stand neben ihm.

„So — so, muß ich dich sehen?“

Waldemar warf rasch einen Blick um sich. Sie waren allein in der Vorhalle.

„Wie du mir, — so ich dir!“ gab er zurück und machte wütende Augen.

„Was — du — — du — —“

Ein Weinkrampf schüttelte Ellas Körper und warf sie in den Fauteuil. Waldemar war nicht im geringsten gerührt.

„Du hättest mir wenigstens Bescheid machen können, daß du mit mir nicht ausgehen kannst, heute Abend!“

„Daß du mit andern Damen —“ schluchzte Ella.

„Es ist dein Fehler“, sagte Waldemar.

„Impertinent!“ zischte Ella.

Waldemar wurde böse.

„So, — jetzt spielst du die Unschuldige? — Ich gebe dir Rendez-vous um acht Uhr. Du läßt mich sitzen —“

„Rendez-vous?“ stammelte Ella und trocknete die Augen.
„Keine Komödie, — ich bitte dich, Ella! Das sind
Badsüßmanieren!“

Ella schüttelte verständnislos den Kopf.

„Sehr gut, — sehr gut! Bleib' schön bei deinem
Herrn Papa und laß mich heute Abend in Ruhe.“

Ella richtete sich auf.

„Waldemar, — was soll das heißen? — Ich ver-
stehe nicht!“

„Das soll heißen, daß ich kein zweites Mal mehr
telephoniere!“

„Te—le—phonieren?“

„Entweder ist dein neues Zimmermädchen eine Gans,
oder, was schlimmer ist, du machst dich über mich lustig!“

„Mein neues Zimmermädchen?“

Ellas aufrichtiges Erstaunen war sichtlich. Waldemar
sah nichts, denn er war über die vor ihm stehende Ella
bitterböse und in die auf der Terrasse sitzende Ella ernst-
haft verliebt.

„Vielleicht findest du beim Tennispiel einen andern
Herrn!“ Waldemar glaubte, Ella den Gnadenstoß verfehlt
zu haben und war nicht wenig erstaunt, als diese laut
auflachte.

„Hör mal, Waldemar, — du bist ja närrisch! — Tele-
phon — Zimmermädchen — Tennispiel!“

In Waldemar kochte es.

„Was — du lachst? — Willst du etwa bestreiten,
daß du heute nachmittag beim Tennis spielen warst?“

„Ja!“ sagte Ella.

„Daß du ein neues Zimmermädchen hast?“

„Ja, ja!“

„Und daß ich dir telephonierte habe?“

„Das ist zu stark!“ sicherte Ella.

„Oh“, keuchte Waldemar. Mehr brachte er nicht hervor.

„Es steckt ein Komödiant in dir. Ich hab's immer ge-
sagt. Du spielst ausgezeichnet!“

„Ich habe dir telephonierte!“

„Mir? — Nicht daß ich wüßte!“

„Wahr?“

„Natürlich! — Kein Mensch hat mir heute telepho-
nierte!“

Waldemar schlug die Hände zusammen:

„Dann hat das neue Zimmermädchen — —“

„Ich habe doch gar kein neues Zimmermädchen!“

„Als du am Tennis spielen warst — —“

„Ich habe noch nie Tennis gespielt!“

Waldemar griff sich mit beiden Händen an die Stirne.
„Da kann man wahnsinnig werden! Heute nachmittag
habe ich dir telephonierte, ich erwarte dich um acht Uhr vor
dem Kasino. Mir wurde geantwortet, du seiest eben auf
dem Tennisplatz, doch würde die Kommission ausgerichtet.
So steht die Sache und nicht anders!“

„Ich werde noch heute abend mein Zimmermädchen
befragen!“

Waldemar nickte.

„Was ist das für eine Dame?“

„Wo — ich sehe keine!“ und Waldemar drehte sich
auf den Abgängen.

„Die Dame, die dir so hübsch Gesellschaft leistet!“

Waldemar machte eine geringschätzig Miene.

„Oh, — eine weite Verwandte, ganz entlegen, weißt
du.“

„Aha, — wie heißt sie denn?“

„Se?“

„Wie sie heißt?“

„Sophie!“

„Der Name paßt zu ihr! — Sie ist ganz geschmacklos
gekleidet! — Nun?“

„Ja?“

„Du kannst dich ja mit der Dame zu uns setzen!“

Waldemar kannte Ellas Taktik zur Genüge.

„Geht leider nicht! — Die Dame erwartet ihren
Mann.“

Ellas Augen glänzten.

„Sie ist verheiratet?“

„Gewiß!“

Bei diesem „Gewiß“ fühlte Waldemar Gewissensbisse.
Aber er war über die kleine Notlüge froh. Der Sieg
war sein.

„Nun“, sagte Ella und bot Waldemar die Hand zum
Ruß, „ich will nicht stören. Auf Wiedersehen.“

Sie ging. Waldemar schaute ihr nach und verglich
ihren Gang mit dem Gang der andern Ella. Er sah, daß
sich ihre Bewegungslinie über den Hüften abbrach und fand
ihren Gang unschön. Langsam kehrte er nach der Terrasse
zurück. Bevor er auf die Terrasse trat, blieb er stehen
und sah nach dem kleinen Tischchen, an dem er Ella ge-
lassen hatte. Ein mächtiger Ruck durchfuhr seinen Körper.
Sah er recht? — Er fuhr sich mit der Hand über die
Augen und schaute wieder. Tatsächlich! — Ella war nicht
allein! Ein Herr lehnte am Geländer und sprach mit ihr.
Ella schien sehr aufgeregt, der Herr sehr verwundert. Wal-
demar näherte sich dem Tischchen und blieb hinter einer
Säule stehen. So wurde er Zeuge eines Gespräches, das
ihm fast den Verstand raubte.

„Das Zimmermädchen ist allerdings erst seit zwei Tagen
bei mir!“ hörte er Ella sagen. Er mußte sich an der Säule
festhalten, um nicht zu fallen.

„Und macht sich schon am zweiten Tag über dich lustig?
— Na, ich gratuliere!“ sagte der Herr, ein nicht unschöner,
etwa fünfundzwanzigjähriger Mann.

„Das ist doch nicht möglich“, sprach Ella, „sie hat
doch deinen Namen noch nie gehört! Wie kommt sie denn
auf deinen Namen? — Das ist mir unbegreiflich! — Du
hast telephonierte.“

Waldemar fühlte, wie seine Kniee zitterten.

„Ich? — Nochmal, nein! Soeben komme ich von der
Bahn. Ich war ja den ganzen Tag auf Reisen. Bist du
sicher, daß die Zofe den Namen recht verstanden hat?“

„So?“ Ella flammte auf. „Glaubst du vielleicht,
daß andere Herren mir Rendez-vous geben.“

Der Herr lächelte und blickte nach dem zweiten Stuhl
und dem halbleeren Glas.

„Wenn mich meine Augen nicht trügen? — —“

„Einerlei, — du sollst büßen! Punkt acht Uhr war
ich vor dem Kasino und habe gewartet, gewartet! — Kein
Herr Berger! — Da ließ ich mich von einem Herrn ein-
laden.“

Zum Glück war ein Stuhl in der Nähe, sonst wäre
Waldemar so lang wie er war zu Boden gefallen. Er
fiel auf den Stuhl.

Zimmermädchen, seit zwei Tagen im Dienst, Telephon,
acht Uhr, vor dem Kasino, Berger!?!???

Das war ja zum wahnsinnig werden. Er sah alles
doppelt.

„So, — nun, es ist gut so!“ hörte er den Herrn
sagen. „Ich wiederhole: Ich habe dir nicht telephonierte
und somit auch kein Rendez-vous geben können.“

Ella trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Als ich vom Tennisplatz zurückkam, sagte mir das
Zimmermädchen, Herr Berger habe telephonierte und er-
warte mich punkt acht Uhr vor dem Kasino.“

Waldemar glaubte zu träumen. Die Terrasse drehte
sich im wilden Tanze um ihn. Er kniff sich in die Schenkel.
Er fühlte den Schmerz, also träumte er nicht, also war alles
wahr! Tennisplatz! Der Verstand stand ihm still!

Nach einigen Minuten entfernte sich der Herr. Wal-
demar erhob sich und taumelte nach dem Tischchen. Er
nahm schwerfällig Platz und leerte mit einem Zug sein Glas.

„Geht es besser?“ erkundigte sich Ella wohlwollend.
Waldemar glaubte eine Stimme aus dem Tibet zu hören.

„Ich hatte sehr Angst, Herr Berger.“

War das chinesisch?

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Markus Berger, mein Herr.“

Das war Deutsch, reines Deutsch. Waldemar schaute an dem Herrn empör. Es war der Herr, den er vorhin im Gespräch mit Ella gesehen hatte. Ella war sprachlos.

„Die Dame ist meine Verlobte, mein Herr!“ sagte Markus Berger. Es lag etwas Drohendes in seiner Stimme. Ella hob den Kopf und blickte Markus an:

„Keine Szene, Markus!“

Ein wilder Tanz von Worten tobte in Waldemars Gehirn:

Telephon, Ella, Zimmermädchen, Tennisplatz, acht Uhr, Kasino, zwei Ella, — zwei Berger — — —. Plötzlich kam er zu sich. Das Blut schoß in seine seit einer Viertelstunde blassen Wangen, seine Augen lachten und mit deutlicher, fester Stimme sagte er, den Herrn anblickend:

„Mein Name ist Dr. Waldemar Berger, Advokat. — Sie wünschen, mein Herr?“

Das klang geradezu herausfordernd.

„Bitte, meine Herren“, sagte Ella, „vergessen Sie den Ort nicht! — Was fällt dir ein, Markus?“

Waldemar war alles klar. — Er setzte seine Berufsmiene auf und sagte:

„Mein Fräulein, Sie sind das Opfer einer falschen Verbindung!“

Markus Berger starrte den Advokaten mit weitgeöffneten Augen an.

„Ihre Telephonnummer ist 16.28, — nicht?“

Ella verstand nichts mehr. Sie nickte nur.

„Mein Herr“, wandte sich Waldemar an Markus, „ich bitte um Entschuldigung. Die ganze Sache ist höchst einfach und beruht auf einer falschen Verbindung. Einen Augenblick, bitte!“

Er erhob sich und begab sich nach dem Tisch, an dem Ella mit ihrem Vater saß und bat sie, einen Augenblick an seinen Tisch zu kommen.

Dort stellte er Fräulein von der Weid vor und erklärte, nachdem alle abgesehen waren, die fatale Telephongeschichte. Das Lachen wollte kein Ende nehmen, doch dünkte es Waldemar, daß Fräulein Wills Lachen (er hatte inzwischen ihren ganzen Namen erfahren) nicht so echt war wie es klang und fühlte, daß auch sein Lachen nicht ehrlich war.

Man trennte sich nach einer halben Stunde. Waldemar spürte noch lange den Druck ihrer Hand. — — —

Die Telephongeschichte wurde rühbar und als einige Monate später die Eheverbindung des Berger, Waldemar, mit Wills, Ella, in der Zivilstandspalte des Tagesanzeigers stand, lächelten die Eingeweihten und sagten:

„Falsche Verbindung!“

Die kleine Eva.

10

Roman von C. Fraser-Simson.

Nach einigen Minuten kehrte Smith mit den Schreibutensilien zurück.

„Was soll ich schreiben?“ fragte Peter.

„Schreiben Sie, daß Sie Ihrer Frau einen Freund schicken, der krank war und Erholung nötig hat.“

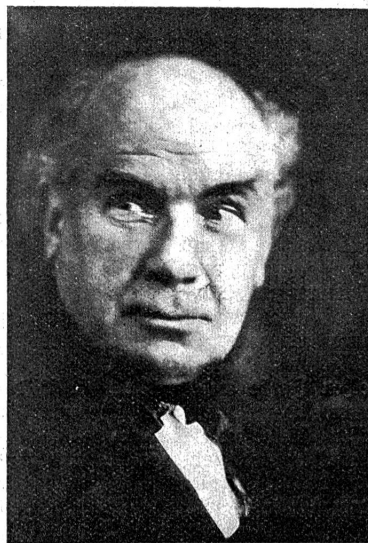
„Es scheint, daß Sie sich schon alles ausgedacht haben, oder nicht?“

Smith gab keine Antwort, und Peter setzte sich nieder und schrieb die verlangte Einführung.

„Noch etwas, das ich beifügen soll?“

„Was Sie wollen, wenn es nur natürlich klingt.“

„Nun, das wird wohl natürlich klingen“, stieß Peter hervor. „Mir fällt sonst nichts ein, als sie noch einmal an die Blumenzwiebeln zu erinnern. Das ist natürlich genug,



† Eugen d'Albert,

der kürzlich verstorbene Komponist und Pianist. Von seinen Kompositionen ist die Oper „Tiefland“ die bekannteste.

denn sonst vergißt sie's sicher. Und der Auftrag muß jetzt gegeben werden, damit wir die kriegen, die wir wollen.“

So geschah es, daß Eva ihre zweite Warnung erhielt.

Als Peter wieder allein war, richtete er alle seine Gedanken auf den Fluchtplan. Zuerst untersuchte er die Tür. Sie war massiv und hatte ein gutes Schloß. Ein geschickter Schlosser mit den nötigen Werkzeugen wäre wohl schnell damit fertig geworden. Aber Peter, ohne Werkzeug und ohne jede Erfahrung in dieser Tätigkeit, machte erst gar keinen Versuch.

Blieben nur noch die Fenster. Er prüfte die Schrauben, mit denen der schweigsame Mann, den er in seinen Gedanken Robinson nannte, die Eisenstangen befestigt hatte. Sie waren bis zum letzten in das Holz hineingedreht, und ohne Schraubenzieher oder ein ähnliches Instrument schien es unmöglich, sie zu bewegen.

Das andere Ende der Eisenstange sah ein wenig hoffnungsvoller aus. Die Schrauben waren alt und waren offenbar schon seit Jahren da. Sie hatte runde, vorstehende Köpfe, und es war viel leichter, für sie einen Schraubenzieher zu improvisieren, da die Breite nicht in Betracht kam und das Werkzeug lediglich in den Falz passen mußte.

Peter wanderte durch das Zimmer in der Hoffnung, irgend etwas Brauchbares zu entdecken. Die ganze Zeit über konnte er die Neugierde nicht aus dem Kopf bringen, welches wohl seine Fluchtausichten wären, wenn er erst die Laden offen hatte. Wahrscheinlich lag das Haus auf dem Lande, sonst hätte man etwas von dem Lärm des Verkehrs hören müssen. Aber er wußte ja nicht einmal, in welchem Stockwerk er gefangen war oder was sich unter den Fenstern befand.

Anderseits war das Zuschrauben der Laden bezeichnend und wies darauf hin, daß er einmal draußen auf irgend eine Hilfe rechnen konnte. Vielleicht war da ein Balkon oder das Dach einer Vorhalle, auf das er sich herablassen konnte.

Auf dem Boden entdeckte er einen rostigen Nagel, mit dem er die eingetrocknete Delfarbe aus den Falzen der Schrauben herausstrakte. Aber damit war er am Ende seiner Weisheit, denn irgend etwas Schraubenzieherähnliches konnte er nicht finden.

Erst am nächsten Nachmittag — es war nun schon Mittwoch — stieß er auf ein brauchbares Werkzeug. Näm-